

# Das Rentyhorn



In Washington D. C. steht das Memorial für Thomas Jefferson. Auch er hatte dunkle Seiten, siehe unten.

Zum 200. Geburtstag von Jean Louis Rudolph Agassiz (1807–1873) wollte eine Kampagne dafür sorgen, das 3953 m hohe Agassizhorn in der Nähe des Finsteraarhorns in Rentyhorn umzutaufen. Renty war ein Sklave aus dem Kongo, an dem Agassiz die Minderwertigkeit der schwarzen Rasse nachweisen wollte. Ein engagiertes Komitee fand zahlreiche bekannte Persönlichkeiten, die mit ihrer Aktion daran erinnern wollten, dass der berühmte Zoologe, Paläontologe und Glaziologe auch ein bedeutender Rassist und Vordenker der Apartheid war. Mit der posthumen Wegnahme seines Gipfels wollten die Initianten ein international sichtbares Zeichen setzen. Sie haben damit erreicht, dass ein geschöntes Geschichtsbild um einige dunkle Seiten erweitert wurde, was verdienstvoll und notwendig war. Dass die betroffenen Gemeinden Grindelwald, Guttannen und Fieschtal das Vorhaben trotz Anerkennung der Motive zurückgewiesen haben, war verständlich. Der namenlose Gipfel

## Die Versuchung scheint immer wieder gross, mit der Moralkeule einen kurzfristigen politischen Gewinn herauszuschlagen.

war von einem Freundeskreis dem damals Dreissigjährigen für seine wissenschaftlichen Verdienste gewidmet worden; noch gab es im Alpenkranz unbemannte Schroffen und Zacken. Der Antidarwinist und ziemlich humorlose Professor war damit nicht gemeint. Ist es gerechtfertigt, fast 150 Jahre später diesen Akt rückgängig machen zu wollen?

Die Aktion erinnert an die jüngste Debatte um Le Corbusier, der als «Antisemit» zur Unperson erklärt wurde, was die UBS dazu bewog, ab 2011 auf die geplanten TV-Spots ihrer Markenkampagne zu verzichten. Die Sachlage ist ähnlich, denn der berühmte Architekt und Städteplaner war in der Wahl seiner Bauherren nie zimperlich. Es sind heikle Fragen, die sich hier stellen. Soll man eine anerkannte Leistung im Nachhinein demontieren, weil es schwierig zu ertragen ist, dass auch Geistesgrössen moralisch und politisch fehlgehen?

Wohin kämen wir, wenn Werk und Person nicht mehr getrennt betrachtet werden? Viele bedeutende Philosophen wie Nietzsche oder Heidegger sind zu Recht verhängnisvolle Fehler vorgeworfen worden. Das Gleiche lässt sich von vielen Schriftstellern, Musi-

kern, Malern und Ärzten des 19. und 20. Jahrhunderts behaupten. Wie werden die Erfinder der Atombombe aus der Zukunft bewertet? Je weiter die Biografien zeitlich von uns entfernt sind, desto weniger scheinen diese Widersprüche zwischen Sein und Sollen zu stören. Rousseau, der viel über die Familie als Keimzelle der Gesellschaft schrieb, war ein Getriebener und Querulant. Er zeugte mit seiner Thérèse fünf uneheliche Kinder, die alle im Waisenhaus endeten. Ist sein Gesellschaftsvertrag deswegen weniger gültig? Was sollen wir von Präsident Jefferson, einer überragenden Figur der amerikanischen Geschichte, halten, der mit seiner blutjungen Sklavin Sally zahlreiche Kinder in die Welt setzte? Zur Zeit soll es etwa 3000 lebende Verwandte dieser heimlichen Verbindung geben, mit jährlichen Familientreffen und eigener Publicity, allerdings abseits der legitimen Nachkommen. Ein fabelhafter Stoff für eine Hollywood-Romanze, das Ende eines generationenlangen Rassenstreits, möchte man meinen, würde das Drehbuch nicht die Doppelmoral der Gesellschaft auf die Probe stellen.

Niemandem fällt es ein, die griechischen Philosophen als Päderasten zu verurteilen, weil sie mit heutigen Massstäben zu messen wären. Namenwechsel sind üblich und kommen täglich vor. Die neuen Herren ändern die Länderbezeichnungen der Kolonisatoren, Politiker verschwinden in der Versenkung, neue Verdienste brauchen neue Strassentafeln; zum Glück wird so viel gebaut. Es gibt auch umgekehrte Beispiele. Die gleiche Stadt, die sich jahrzehntelang schwer tat, einen fehlbaren Polizeikommandanten zu rehabilitieren, kennt heute ein lauschiges Grüningerplätzchen. Wenig später wurde eine Quartierstrasse gegen den Widerstand der Anwohner umgetauft. Statt Krügerstrasse soll sie jetzt Dürrenmattstrasse heissen. Einst als burischer Freiheitskämpfer gefeiert, ist es 100 Jahre später nicht mehr opportun, einen Anhänger der Apartheid zu feiern. Dass mit seinen Nachfolgern gute Geschäfte getätigt wurden, steht wieder auf einem anderen Blatt. Das Beispiel zeigt nur, wie glitschig das Terrain wird, wenn man die Geschichten konsequent zu Ende denkt. Die Versuchung scheint immer wieder gross, mit der Moralkeule einen kurzfristigen politischen Gewinn herauszuschlagen. Doch irgendwann werden alle Helden vom Denkmalsockel gestossen. Das Rentyhorn erinnert daran, dass in uns allen etwas vom Drama eines Dr. Jekyll und Mr. Hyde steckt.

*Erhard Taverna*

erhard.taverna@saez.ch